

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. (Westgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion: Tauscher Straße 19/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig. Telefon: 13093. Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabends).

Inserate kosten die gespaltene Petitzeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Flugschriften 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Beilegen von Prospekten ist 3.00 Mk. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 Mk. — Der Betrag ist im voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die tägliche Nummer früh 6 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseraten-Annahme: Leipzig, Tauscher Str. 19/21, Hofgebäude. Telefon: 2721.

Tageskalender.

Bei den gestrigen Stadtverordnetenwahlen der dritten Abteilung erringt die Leipziger sozialdemokratische Arbeiterschaft einen glänzenden Sieg.

Im mährischen Landtag ist die Minderheit in die Obstruktion eingetreten, um die Durchpfechtung neuer Steuern zu verhindern.

Der Ausschuß der österreichischen Delegation lehnte einen sozialdemokratischen Antrag auf Verständigung mit Italien wegen Einstellung der Flottenrüstungen ab.

Wegen eines Ausstands in der Provinz Barcelona wurde der Kriegszustand verhängt.

Die griechischen Parteiführer beschloßen, die von dem Kabinett Venizelos angelegten Neuwahlen zu boykottieren.

Demokratie und Proletariat.

Leipzig, 28. Oktober.

Die Reaktionäre aller Schattierungen suchen nach Möglichkeit den Eisenbahnerstreik in Frankreich auszu-schlagen. Vor allem freuen sie sich selbstverständlich über die Niederlage der Arbeiter und können sich nicht genug tun in Anpreisung der schärfsten Repressalien. Nicht ganz einig sind sie über die Stellung zu der Regierung Briands. Auf der einen Seite sollen sie ihr gern Anerkennung für die Skrupellosigkeit, mit der sie vorgeht, auf der andern Seite möchte sie gar zu gern auch an diesem Beispiel beweisen, daß die Republik „der Anarchie entgegentritt“. Dann aber entdecken sie auf einmal noch ein neues Moment: die Arbeiter ereifern sich in Deutschland für die Demokratie, während doch der Streik lehrt, daß die Arbeiter bei den „geordneten Verhältnissen“ in Deutschland weit besser fahren.

In der Tat kann man sich ruhig werden: lohnt es wirklich, für die Demokratie zu kämpfen, um eine Regierung à la Briand zu erzielen? Von dieser Seite betrachtet, hat die Frage sicher einiges Interesse.

Vor allem ist zu konstatieren, daß die Ursache sowohl für den Ausbruch des Streiks, als für die Haltung der Regierung in dem plutokratischen System zu suchen ist. Die Rothschild-Bande hat die Nordbahn in der Hand und sie hat die Angestellten direkt in den Streik getrieben. Die Regierung hatte sicher die Möglichkeit, die Nordbahn-Gesellschaft zur Beachtung der Forderungen der Arbeiter zu zwingen, aber sie hat es nicht getan, weil sie gegen

diese Clique nichts unternehmen darf. Und die Rothschild-Bande hat nicht nur die Nordbahn in der Hand, sie kommandiert auch die Regierung des demokratischen Staats, und deshalb mußten die Minister ihren „Befähigungsnachweis“ erbringen durch Niederknüttelung der Arbeiter.

Indessen besteht in dieser Beziehung kaum ein Unterschied zwischen der französischen Demokratie und dem Scheinkonstitutionellen Deutschland. Die Bahnen sind hier im Besitz des Staats, aber daß die deutschen Regierungen ebenso im Dienste der Plutokratie stehen, ebenso struppellos den Arbeitern an die Gurgel fahren, wie in Frankreich, dafür bedarf es kaum eines Beweises. Beispiele aus neuester Zeit sind Mansfeld und Moabit. Auf Geheiß der Grubenbarone in Mansfeld wurde Militär requiriert, auf Geheiß der Stinnes und Kupfer machte Herr v. Jagow seine Experimente in Moabit.

Auch in den Methoden unterscheiden sich die beiden Regierungen kaum wesentlich. Herr Briand bricht ohne weiteres das Gesetz, indem er die streikenden Eisenbahner zum Heeresdienst einberufen läßt und die Führer wider Recht und Gesetz verhaftet. Auf seinen Befehl läßt der Polizeipräsident Lépine seine Spitzel und Agent provokateurs los, die Gewalttaten verüben, um die Arbeiter zu kompromittieren und zu desorganisieren.

In Deutschland sehen wir bei jeder größeren Arbeiterbewegung Dugende von Gesetzesbrüchen der vollziehenden Gewalt. In Moabit sahen wir die Leute des Herrn v. Jagow in trautem Einvernehmen mit dem Verbrechergesindel des braven Hingé. Das Bismarcksche Zirkular mit den Maßregeln für das Militär im Fall öffentlicher Unruhen und Straßenkämpfe liefert überdies den Beweis, daß die Regierung kaltblütig die Massenabflachtung vorbereitet.

In dieser Beziehung besteht also kein Unterschied. Der bürgerliche demokratische Staat ist im Interesse des Kapitals ebenso bereit, die Arbeiter niederzuknütteln, wie der monarchische Staat, und solange der Kapitalismus besteht, bekommt die Arbeit nicht ihr Recht.

Indessen lehrt der Streik der französischen Eisenbahner auch noch etwas andres.

Fragen wir, woran der Streik gescheitert ist, so lautet die Antwort: nicht an den Gewaltstreichen Briands und an den Gemeinheiten Lépines, sondern einfach an dem Mangel an Organisation. Diese bittere Wahrheit müssen die französischen Proletarier wohl oder übel anerkennen. Der Streik war zu gewinnen, wenn die Eisenbahner über eine straffe Organisation verfügten. Das Recht zu streiken ist ihnen verbürgt und keine Macht der Welt konnte sie hindern, es siegreich anzuwenden, wenn sie fest zusammenhielten und von der übrigen Arbeiterschaft materiell unterstützt wurden. Der ungeschlichen Einberufung zum Heeresdienst konnten sie spotten, denn es ist ja ein Unding, daß man 100 000 Mann den Kriegsgerichten ausliefert;

die infamen Anschläge der Lépine'schen Agenten wären gescheitert an dem festen Willen der kompakten Masse der Arbeiter. Einzig der festgefügte Organisation bedurfte es also, um auf gesetzlichem Wege den Arbeitern zum Siege zu verhelfen.

Gilt das Gleiche für Deutschland? Leider nicht! Die demokratische Republik mußte wenigstens eine der fundamentalen Forderungen des Proletariats, das Koalitionsrecht, in vollem Umfange bewilligen. In Deutschland dagegen sehen wir gewaltige Massen des Proletariats dieses Rechts bar. Für die Eisenbahner besteht es nicht, den Landarbeitern wird es durch die mittelalterlichen Bestimmungen der „Gesindeordnung“ vorenthalten. Das aber ist ein gewaltiger Unterschied zwischen der Lage in Frankreich und Deutschland. Hier ist infolge der eigenartigen kapitalistischen Entwicklung die Organisationsfähigkeit des industriellen Proletariats aufs äußerste entwickelt, und in unermüdlicher Arbeit haben die Klassenbewußten Elemente dieses Proletariats auch tatsächlich glänzende Organisationen geschaffen. Aber noch gilt es, die Hindernisse niederzureißen für die Betätigung dieser Organisationen, Hindernisse, die die Demokratie nicht kennt.

Und noch einen Unterschied gibt es. Nur durch Gesetzesbruch konnten die Briand und Millerand usw. den Streik zum Scheitern bringen; die Gesetze sind dem Proletariat günstig und nur durch verbretcherliche Manipulationen der vollziehenden Gewalt wurden sie umgangen. Jedoch: es kostet das französische Volk nur einen Gang zur Wahlurne, um diese Gesetzesübertreter hinwegzuräumen. Auf seinen Willen müssen die Briand, Millerand samt ihrem Werkzeug Lépine verschwinden. Es verfährt eben in der Demokratie das Volk über die Macht, auch die vollziehende Gewalt nach seinem Willen zu gestalten. — Anders in Deutschland. Hier genügt der gewaltigste Wahlsieg der Sozialdemokratie noch keineswegs, um die Bethmann-Hollweg, Delbrück und Jagow zu beseitigen. Die vollziehende Gewalt, deren Wirken oft ungleich wichtiger und einschneidender ist, als die Herrschaft des Gesetzes, steht außerhalb der Einwirkung des Volkswillens.

Jedoch — trotz der Demokratie erleidet Frankreich die Schmach, zurzeit von infamen Renegaten regiert zu werden, von Verrätern, die den Arbeitern ebenso verächtlich sind, wie dem Kleinbürgertum und auch der Plutokratie, der sie ihre Dienste leisten. Indessen ist das nur die Folge der mangelhaften wirtschaftlichen Entwicklung, die für Frankreich so charakteristisch ist. Frankreich ist auch heute noch in der Hauptsache ein kleinbürgerliches Land. Auf dem platten Land sieht als kennzeichnender Typus der Bevölkerung der Klein- und Mittelbauer mit seinem Zweifelhäftsystem, seiner politischen Unbildung, seiner kulturellen Rückständigkeit. Er ist das willenlose Objekt jedes

Seuilleton.

Der Uebergang.

Roman von J. J. David.

20] Nachdruck verboten.
Sie ließ einige Tage verstreichen, in denen sie viel zur lieben Muttergottes betete, sie möchte sie doch zu sich nehmen, ehe sie der Mutter beichtete.
Die flackerte gewaltsam auf, ehe sie wieder in sich zusammensank und die Achseln zuckte: „Wass' auf. Er wird's doch net erlauben.“
„Aber was kann er denn gegen den Xaver sagen?“
„Ich wär' lieber net neugierig. Wirst's schon noch hören, könnt' sein, mehr wie dir lieb ist.“
„Mutterl, ich bitt' Ihnen, reden S' mit ihm!“
„Tät' nix nutzen, Rosi. Und endlich: hast dir die Suppen einbrocken lassen, so mußt du sie schon allein aessen.“
„Aber, dann muß, ich ja ins Wasser, Mutterl!“
Sie fuhr sich mit der Hand über die Augen: „Mir scheint's oft, es wär' besser für uns alle, wir gehen ins Wasser, statt daß wir nur so darin sind.“
„Mutterl, reden S' net a sol!“
„Halt, wie mir's ums Herz ist.“
„Mutter, haben S' denn gar kein Gefühl in Ihnen?“
„Wär' eh 's beste! Wär' eh 's beste!“
„Mutterl, ich bitt' Ihnen!“ — ein Aufschrei.
„Ich kann nix tun, Rosel. Ich kann net mehr mit ihm reden. Es hebt sich alles in mir dabei.“
So mußte die Rosi denn endlich den schweren Bekenntnisgang tun.

Er schlug sie. Und sie litt es mit zusammengebissenen Zähnen und ohne einen Mord. Das tat beinahe wohl. Das hatte sie am Ende nicht anders verdient oder erwartet. Er beschimpfte sie ganz unflätig.

Sie zuckte zusammen, wenn ihr ein Wort ins Gesicht sprang, bössartiger und giftiger als ein Faustschlag. Sie hob nur manchmal die Hände, um einen Hieb zu parieren, der ihr gar zu grausam drohte, und faltete sie dann hitzend und ergeben, und stammelte wieder ihr demütiges: „Ich bitt' Ihnen, Vater! Ich bitt' Ihnen so sehr.“
„O nein! Das sei ein abgekartetes Spiel gewesen. So habe man ihn zwingen wollen. Aber zwingen läßt sich der Franz Mayer nun einmal zu nichts. „Und einfädeln hab't mich wollen. Mich, den Franz Mayer! Aber, dösgibt's net!“ Sie sei schlechter, tausendmal schlechter wie die Kathi.

So ungeheuerlich sie's berührte, auch dieses litt sie ohne Entgegnung. Nur immer wieder, zwischen Schluchzen, stammelte sie: „Die Schand', Vater! Lassen S' mich net in der Schand', Vater! Ich bitt' Ihnen soviel.“
Das sei ihm egal. Aber schon völlig egal. Und da gab's doch Mittel. Er selber wisse von einer Dürrekräuterin, ganz in der Nähe dazu, die schon vielen geholfen hat.

„Aber das is a Sünd', Vater.“
„Hast dich vor der einen net g'scheut, deine Eltern zu hintergehn, schad't dir die andere a nix. Und endlich, ein Bankert in der Familie ist immer noch besser wie zwei. Wenn ich den Lämmel, den Blödsinn erwischt! Die Hagen schlag' ich ihm entzwei! Wenn der saubere Herr Navratil wenigstens noch sein Geschäft hätte, könnt' man ja ehnder reden.“ Und nun habe er genug und wolle seine Ruh haben. Und er schlug die Türe hinter sich zu und ging seiner Wege.

„Saubere G'schichten hört man in dem Haus. Halt schon sehr saubere G'schichten,“ dachte die Marie hämisch in ihrer Küche.

In dieser Nacht erwachte die Linnerl von einer plötzlichen Helle.

Sie tat die Augen auf. Eine Kerze war entzündet, und die Rosi saß im blanken Hemd am Tisch und schrieb an einem endlosen Brief, oftmals die Tropfen auffaugend, die ihr immer wieder aufs Papier fielen. Man sah, wie schmal ihre Schultern geworden waren, wie sie zuckte und wie schwer das Mädchen atmete.

Die Linnerl schlich sich hinter die Schwester, barfüßig, ganz leise: „Wem schreibst denn gar so viel, Rosi?“

„Jehas, du hast mich beschreckt! Schlafst denn net, du Frau du?“

„Ich hab' geschlafen. Aber der Schlaf ist mir vergangen. Und jetzt hab' ich gar keinen mehr in mir.“

„Und was spionierst denn nachher an mir herum, du grausliches Ding du?“

„Ich spionier' net. Halt erbarmen tuft du mich, Rosi!“

Ein Aufschluchzen. „Erbarmen dürft' ich ein jedes. Aber helfen tut mir keins!“ Und sie schob den Brief weg, damit ihn die vorstürzenden Tränen nicht völlig ver-dürben.

„Wem schreibst du denn, Rosi?“ bat die Linnerl noch schmeichlerischer.

„Halt, dem Vater und der Mutter und dem Navratil schreib' ich.“

„Wozu denn? Du kannst doch immer mit ihnen reden?“

„Kann ich net mehr.“

„Ja, warum denn net?“

„Weil's zu nix nuht. Und ich möcht' ihnen behüt' Gott sagen.“

„Gehst denn fort, Rosi?“

„Ich geh' fort.“

„Und wohin denn, Rosi?“

„Ich weiß noch net.“

„Und bleibst lang fort, Rosi?“